

Kommentar zur Woche

Farbe bekennen, Ja sagen

Wer hat Vorteile, wenn sich die Schweiz von Europa verabschiedet und wer Nachteile? Wer hat die Mehrheiten und wer am Schluss nur den Dreck? Das sind die Fragen, welche sich die Schweiz nach dem Abstimmungswochenende wieder stellen muss. Dann, wenn uns die Realpolitik blitzschnell wieder einholen wird, weil erste Schweizer Firmen seit wenigen Tagen Probleme haben, ihre Produkte in Europa zu vertreiben. Seit der Bundesrat nämlich entschieden hat, die Verhandlungen über ein Rahmenabkommen mit der EU nicht weiterzuverfolgen und die EU damit vor den Kopf gestossen hat.

Zugutehalten muss man dem Bundesrat, dass er realistischere Weise keine andere Option mehr hatte, weil er längst zum Opfer seiner Einflüsterer geworden war, welche ihre Stunde gekommen sahen. Dass die Isolationisten vom rechten Ufer die Nähe zu Europa nicht suchen würden, war vorhersehbar. Sie vertreten die Landwirtschaft, welche von einer Abschottung und hohen Preisen profitieren kann, und die Interessen ihrer Geldgeber und hatten die Deutungshoheit über die nationale Souveränität längst an sich gerissen. Umso fataler war die Haltung der eigentlich links stehenden Gewerkschaften, welche von ihren Maximalforderungen in Sachen Lohnschutz kein Jota abweichen wollten. Zusammen blockierten diese beiden Lager die Situation, weil die Mitte und mit ihr die Wirtschaftsverbände nicht in der Lage waren, die Situation schonungslos darzulegen.

Nachdem die EU wenig überraschend nach dem Schweizer Verhandlungsabbruch bereits Konsequenzen angedroht hat, liegt der Ball jetzt bei der Schweiz. Sie fordert Zugang zum europäischen Stromverbund, zu Forschung, Wissenschaft, Medizin. Sie will offene Türen zum Wirtschaftsraum Europa – und stösst auf Ablehnung. Einen EU-Beitritt hatte bis zum Abbruch der Verhandlungen zum Rahmenabkommen niemand mehr ernsthaft in Betracht gezogen. Jetzt kommt er aufs Tapet, weil die Alternativen fehlen. Nur Ja sagen müssen wir noch selbst.



Reto Furter,
Leiter Medienfamilie
reto.furter@somedia.ch

Zahnräder und Rollenbilder

Die Stabsstelle für Chancengleichheit von Frau und Mann ist 25 Jahre alt.

Pierina Hassler

Vor 25 Jahren, am 24. Mai 1996, sprach sich der Grosse Rat für ein kantonales Gleichstellungsbüro aus. Auslöser war das Bundesgesetz über die Gleichstellung, das am 1. Juli 1996 in Kraft trat. Im Jubiläumsjahr 2021 spricht Barbara Wülser, Leiterin der heutigen Stabsstelle für Chancengleichheit von Frau und Mann, über strukturelle Hürden und über ganz persönliche Entscheidungen.

Frau Wülser, wo standen Sie vor 25 Jahren?

Barbara Wülser: Im Jahr 1996 war ich daheim auf unserem Weinbaubetrieb in Malans. Mein jüngstes Kind war knapp jährling. Kurz zuvor hatte ich mein Studium aufgegeben, beziehungsweise auf die lange Bank geschoben.

Und schon sind wir mitten im Thema Frau-Kind-Ausbildung-Karriere. War die Mehrfachbelastung der Auslöser fürs «auf die lange Bank schieben»?

Es war eine pragmatische Entscheidung. Ich arbeitete auf dem Betrieb, hatte Familie und pendelte für das Studium an die Uni Zürich. Beim dritten Kind wurde es einfach zu viel. Vor der Geburt schloss ich gerade noch das Grundstudium in Germanistik und Latein ab.

Vor 25 Jahren war eine Mutter von drei Kindern, die arbeitet und auch noch studiert, eher die Ausnahme. Wurden Sie kritisiert?

Sagen wir es so: Es war zu dieser Zeit etwas exotisch und in einem Dorf nicht üblich. Die Arbeit auf dem familieneigenen Weingut wurde akzeptiert, aber die ausserkantonale Ausbildung wurde weniger gutgeheissen.

«Es bewegt sich laufend etwas. Meistens in Wellen.»

In einer Medienmitteilung zu Eurem Jubiläum steht: «Vieles, was man vor 25 Jahren angestrebt hat, wurde Wirklichkeit.» Ist es böse, wenn ich sage, es wurde in Sachen Gleichberechtigung nicht vieles erreicht, höchstens einiges?

Ihre Feststellung ist nicht böse, eher nüchtern, vielleicht ernüchtert. Es gibt weiterhin viele kulturelle und strukturelle Hürden. Ebenfalls vor 25 Jahren trat das eidgenössische Gleichstellungsgesetz in Kraft. Damals bestand sicher die Hoffnung, dass man heute an einem ganz anderen Punkt steht. Dass viele Probleme der Gleichberechtigung gelöst sind. Bei gewissen gesetzlichen Anpassungen ist etwas passiert. Anderes harzt. Es bewegt sich laufend etwas, meistens in Wellen.

Pessimismus ist nicht angebracht?

Nein, überhaupt nicht. Die Akzeptanz und das Verständnis gegenüber der Gleichstellung von Frau und Mann sind heute grösser als vor 25 Jahren. Viele Menschen haben erkannt, dass Gleichstellung eine Aufgabe ist, die die ganze Gesellschaft betrifft.



Barbara Wülser leitet seit dem 1. Februar 2021 die Bündner Stabsstelle für Chancengleichheit.

Bild: Olivia Aebli-Item

Können Sie ein Beispiel von gewachsener Akzeptanz gegenüber Gleichstellung im Kanton Graubünden aufzeigen?

Ein Beispiel ist der Aktionsplan Gleichstellung, der nach dem Frauenstreik 2019 vom Grossen Rat überwiesen wurde. Die politische Akzeptanz für die Dringlichkeit war da und führte letztlich zu diesem Projekt. Ab dem Sommer dürfen wir ein vierjähriges Programm zur Förderung der Gleichstellung in der Verwaltung umsetzen.

Und bei der kantonalen Verwaltung ärgert man sich jetzt über die Umsetzung des Aktionsplans?

Diesen Eindruck habe ich nicht. Ganz im Gegenteil: Das Verständnis für das Thema Gleichstellung ist bei vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gross. Das Anliegen wird auch von vielen Männern vertreten. Auch weil sie merken, dass man mit gemischten Teams gut fährt.

Es geht fast vergessen, dass sich auch Männer an Euch wenden können. Ist deshalb seit gut einem Jahr mit Nicolas Zogg, ein Mann im Team?

Ich begrüsse es, dass wir ein gemischtes Team sind. Gemischt heisst in unserem Fall mehr Frauen als Männer. Es geht in erster Linie um unterschiedliche Lebenserfahrungen, um unterschiedliche sprachliche und kulturelle Hintergründe. Mehr Diversität. Unsere Perspektive ist so umfassender. Aber klar, für die Gleichstellung ist ein Mann im Team auch ein Zeichen, dass das Thema uns alle angeht und dass Männer auch mitreden wollen und sollen.

Mit welchen Anliegen kommen Männer zu Euch?

Es geht um grundsätzliche Fragen wie beispielsweise Wehrdienstpflicht oder Wehrdienstersatz. Oder um Fragen rund um Trennungen und Scheidungen und den darin zugeteilten Rollen, denen die Männer nicht mehr entsprechen wollen. Was uns freut: Vermehrt

kommen Männer als Vertreter von Institutionen und Betrieben auf uns zu und holen unser Fachwissen ab. Die Stabsstelle für Chancengleichheit wird aber schon eher mit Frauenförderung in Verbindung gebracht. Entsprechend suchen mehr Frauen unsere Beratung.

Junge und ältere Frauen reden bei der Gleichstellung oft nicht vom Gleichen. Ältere glauben, sie hätten für ihre Rechte mehr gekämpft. Junge sind wiederum überzeugt, dass ihre Mütter übertreiben. Wo liegt das Problem?

Jede Generation muss ihre Sprache und ihre Themen finden. Beim Frauenstreik 1991 ging es in erster Linie um gleiche Rechte für Frauen und Männer. Das Anliegen war fassbar. Das Gleichstellungsgesetz, das 1996 in Kraft trat, war ein wichtiger Schritt. Gewisse Anliegen wurden erfüllt oder beinahe erfüllt. Bei der Ausbildung etwa haben sich Frauen den Männern zumindest angeglichen. Andere, wie Lohngleichheit oder die Verteilung der unbezahlten Arbeit, sind weiter nicht erfüllt.

Und worum geht es heute?

Es geht oft um komplexere, breitere gesellschaftliche Anliegen, etwa die Beseitigung struktureller Diskriminierung, stigmatisierender Rollenzuschreibungen oder unterschwelliger Sexualisierung. Dies ist nicht zuletzt auf die Sexualisierung unserer Gesellschaft zurückzuführen. Frauen sind noch nicht dort angekommen, wo sie gleichwertig zu Männern behandelt

und respektiert werden. Die Diskussionen sind heute diffuser. Es ist für die heutigen jungen Frauen schwieriger, auszudrücken, was exakt sie brauchen und fordern. Es sind eine Menge kleiner Zahnräder, die reguliert werden müssen. Hinzu kommt, dass die Herausforderungen bei der Gleichstellung oft erst beginnen, wenn junge Frauen und Männer eine Partnerschaft eingehen und eine Familie gründen wollen. Wenn junge Frauen weiter arbeiten wollen oder sogar eine Karriere planen, merken sie schnell, dass das nicht so einfach zusammen geht.

Der Satz, so lange starre Rollenbilder unsere Lebensentwürfe bestimmen, können wir unsere Neigungen und Talente nicht ausreichend entwickeln und in die Gesellschaft einbringen, stammt von Ihnen. Wie meinen Sie das?

Wir versuchen mit unserer Arbeit, diese Rollenbilder zu hinterfragen und aufzubrechen. So können sich Menschen entsprechend ihrer Neigungen und Talente entwickeln. Das gilt für Frauen und Männer. Wir stellen sogar fest, dass junge Frauen tendenziell mehr Mut haben, in sogenannte männliche Berufsfelder einzusteigen als umgekehrt. In den Medien, der Werbung, der Gesellschaft sind diese stereotypen Rollenbilder jedoch noch tief verankert. Wir Frauen müssen mehr partizipieren. Damit meine ich nicht nur an Gemeindeversammlungen und an Abstimmungen. Wir müssen Freude und Mut entwickeln, einfach mitzumachen, unsere Ideen einzubringen und weiterzugeben. Das kann zu Konflikten führen, aber davor darf sich niemand scheuen.

Frauen brauchen mehr Mut, mehr Selbstsicherheit?

Es ist ja gar noch nicht so lange her, dass der öffentliche Raum nur von Männern besetzt wurde. An dieser Selbstverständlichkeit, dass Frauen ihren Platz in der Öffentlichkeit einnehmen, daran müssen wir nach wie vor arbeiten.

«Jede Generation muss ihre Sprache und ihre Themen finden.»